

## Zicherie-Böckwitz

## „Klein-Berlin“ braucht Zeit zum Zusammenwachsen

ZICHERIE-BÖCKWITZ - Die innerdeutsche Grenze hat das Doppeldorf Zicherie-Böckwitz zwischen Niedersachsen und Sachsen-Anhalt jahrelang gespalten. Es machte Schlagzeilen mit dem ersten Todesschuss an der Mauer. 20 Jahre nach Ende der DDR ist „Klein-Berlin“ immer noch nicht zusammengewachsen. Willi Schütte stemmt sich mit einem Museum gegen das Vergessen.

Von unserem Mitarbeiter  
Johannes Kühner

Kurt Lichtenstein rennt um sein Leben. „Halt, stehen bleiben!“, brüllen die Grenzsoldaten vom Wald herüber. Aber Lichtenstein bleibt nicht stehen. Es ist nicht mehr weit bis zum Grenzgraben, der die DDR von der Bundesrepublik Deutschland trennt. Dort steht sein Auto, mit dem er von Kiel aus die Grenze abgefahren ist. Der Journalist aus Dortmund will aufklären, für die „Westfälische Rundschau“ eine Reportage über getrennte Dörfer an der deutsch-deutschen Grenze schreiben.

In der Nähe von Zicherie-Böckwitz, einem Doppeldorf zwischen Niedersachsen und Sachsen-Anhalt, geht Lichtenstein am 12. Oktober 1961 zur Mittagszeit einen Schritt zu weit. Er wagt sich über den zehn Meter breiten Kontrollstreifen zu Erntehelferinnen auf einen Kartoffelacker in der DDR. „Mensch, schau, dass du da wegstommst“, flüstern die Arbeiterinnen panisch. Sie sehen die Soldaten kommen.



Kurt Lichtenstein versucht zu fliehen. Aber am Vortag ist jemand genau an dieser Stelle über die Grenze abgehauen. Seitdem gilt verschärfter Schießbefehl. Die Soldaten geben Warnschüsse ab. Dann zielen sie. Eine Kugel trifft Lichtenstein im Bauch, als er gerade den Grenzgraben erreicht. Er taumelt. Und fällt. In die falsche Richtung: auf DDR-Staatsgebiet. Die Soldaten lassen ihn fünf Stunden lang liegen. Lichtenstein verblutet.

Der Fall bringt das geteilte Dorf Zicherie (West) und Böckwitz (Ost) in die Schlagzeilen: Zum ersten Mal seit



Willi Schütte lässt die Vergangenheit des Doppeldorfs Zicherie-Böckwitz nicht los. „Nach meiner Generation gibt es keine Zeitzeugen mehr“, erklärt er sein großes Engagement. Foto: Kühner

Errichtung der Berliner Mauer ist ein Mensch an der innerdeutschen Grenze erschossen worden.

Willi Schütte erzählt die Geschichte so detailliert, als sei er dabei gewesen. Doch der Landwirt erfährt von dem Vorfall nur aus der Zeitung. Schütte, heute 70 Jahre alt, beschäftigt sich aber wie kaum ein anderer mit der Vergangenheit des Doppeldorfs. Er ist in Böckwitz aufgewachsen, ehe er als 14-Jähriger mit seiner Mutter und seinen beiden Geschwistern nach Westdeutschland floh. Heute betreibt Schütte im ehemaligen Bauernhof seiner Eltern ein Grenzmuseum. Dort zeigt ein Foto unter anderem das zerschossene Auto von Kurt Lichtenstein.

Das Museum betreibt Schütte gegen den Widerstand einiger Böckwitzer. „Du hast nicht 30 Jahre hinter der Mauer gelebt – wir wollen sie hier nicht mehr sehen“, sagen sie. Aber Willi Schütte will die Vergangenheit bewahren: mit dem Museum und einem Grenzlehrpfad. „Nach meiner Generation gibt es keine Zeitzeugen mehr“, sagt er nachdrücklich.

Und so erzählt er, wie er Zicherie-Böckwitz in Erinnerung hat: als ein Dorf mit einem gemeinsamen Bäcker, einem Schmied, einer Schule, einem Tanzsaal, dem Schützenverein. Anfangs trennte nur ein Schlagbaum die

beiden Dorfteile. Für den jungen Willi Schütte und seine Spielkameraden war das kein Hindernis. „Wir sind mit den Russen bestens ausgekommen“, sagt Schütte. „Uns Kinder haben sie meistens sowieso herübergelassen. Die Erwachsenen haben ihnen einen Schuss Wodka mitgebracht. Dann sagte der Russe auch: Geht rüber, aber kommt rechtzeitig zurück.“

Doch 1952 war es damit vorbei. Die DDR baute einen drei Meter hohen Bretterzaun, und am 28. Mai ließ die Führung des Landes die Gebäude auf der Grenze abreißen. Die Aktion „Ungeziefer“ traf die Dorfgaststätte und die Schmiede. Beides waren Schlupflöcher in den Westen gewesen: Die Theke der Gaststätte befand sich im Osten, die Toilette im Westen, erklärt Willi Schütte im Museum an einem Modell aus Plastikhäuschen. „Der Schmied hing immer ein rotes Tuch ins Fenster, wenn Gefahr drohte.“ Hing das Tuch nicht, war das die Gelegenheit zur Flucht durch sein Haus in den Westen.

Beim zweiten Schwung der Aktion „Ungeziefer“ wurde auch die Familie von Willi Schütte zwangsversetzt. „Es traf die Leute, die nach Ansicht der Volkspolizei zu viel gesagt hatten. In Wahrheit wollte sich die DDR einfach nur unseren Hof unter den Nagel reißen.“ Es sind Geschich-

ten wie diese, die Kurt Lichtenstein hatte beschreiben wollen.

Im August 1953, nach einigen Monaten im Gefängnis, stand die Mutter von Willi Schütte eines Morgens mit einem gepackten Koffer vor ihren drei Kindern. Sie hatte einen Interzonenpass besorgt. Er erlaubte ihnen die Ausreise für vier Wochen. Aber Schüttes Mutter hatte nicht die Absicht, jemals wieder zurückzukommen. Sie ließ sich vom Arzt reisefähig schreiben. „Wir Kinder wussten ja gar nicht, dass wir im Westen bleiben“, sagt Schütte. Er kam nicht wieder zurück – bis zum Mauerfall.

Den Kontakt nach Zicherie-Böckwitz hat Willi Schütte jedoch die ganzen Jahre über nie abgebrochen. „Das ist Heimat“, sagt er. Alle zwei oder drei Wochen fuhr er sonntags nach Zicherie. Er sah, wie die Sperrzone wuchs, wie die Grenztürme größer wurden und letztlich die Mauer stand. „1961 dachten sie drüben, da steht die Mauer schon, aber das war nur ein Sichtschild“, sagt Schütte und zeigt auf eines seiner Fotos. Die Mauer kam erst 1979.

Er sah auch, wie an der Kreisstraße 85 ein Gedenkstein für Kurt Lichtenstein entstand. Der Journalist sei

als „Deutscher von Deutschen auf Ulbrichts Befehl hinterhältig ermordet“ worden, hieß es damals. Auf dem neuen Schild lautet der Spruch nur noch, Lichtenstein sei „erschossen“ worden.

Nach Zicherie, das sich nach und nach zum eigenständigen Dorf entwickelte, kamen wegen der Bekanntheit Lichtensteins und der Nähe zur Grenze bald Tausende von Touristen. „Wenn Schützenfest gefeiert wurde, marschierte der Spielmanszug immer unmittelbar an der Grenze entlang und spielte dann besonders laut – in der Hoffnung, dass die Böckwitzer etwas mitbekommen und mitfeiern“, erzählt Schütte. Bis heute ist der Schützenverein die einzige grenzüberschreitende Institution im Dorf. „Die Alten wissen das zu schätzen. Die Jugendlichen haben ganz andere Interessen.“

Das hängt auch damit zusammen, dass immer noch eine Grenze durch den Ort führt: die Landesgrenze von Niedersachsen und Sachsen-Anhalt. Die Kinder und Jugendlichen besuchen unterschiedliche Kindergärten und Schulen, die Bezugspunkte sind die Städte wie sie während der Teilung vorherrschten. Ein paar wenige Hochzeiten zwischen Zicheriern und Böckwitzern habe es gegeben. Sonstige Gemeinsamkeiten? Fehlzanzeige.

Bei der Grenzöffnung hatte es noch ganz anders ausgesehen. Da lagen sich die Menschen in den Armen, tranken Glühwein in der Kälte. Sechs Kilometer vor der Grenze ging auf dem Grenzlehrpfad, 800 Meter vom Museum entfernt. „Die 40 Jahre, die wir getrennt waren, wird es auch brauchen, um uns wieder zusammenzubringen“, sagt Schütte. Er zögert kurz. Vielleicht, meint er dann, dauere es sogar noch länger.



Erinnerung an den 12. Oktober 1961: Das zerschossene Auto von Kurt Lichtenstein und der Gedenkstein, der heute an denselben Stelle an den Tod des Journalisten erinnert. Fotos: Kühner



## Die Bürgerrechtlerin Freya Klier über ihren Fluchtversuch in den Westen und das heutige Verhältnis zwischen Ost und West

## „Die Selbstmordrate war hoch“

BERLIN - Freya Klier, eine der führenden Bürgerrechtlerinnen der ehemaligen DDR, lebt heute als Autorin und Regisseurin in Berlin. Im Interview mit unserem Redakteur Dietmar Burgmaier erzählt sie, warum sie schon als 18-Jährige einen Fluchtversuch unternahm und die Friedensbewegung 1980 mit ins Leben rief.

Schon als 18-Jährige haben Sie einen Fluchtversuch unternommen. Warum? Wie ist er gescheitert?

Der Grund für die Flucht war, wie die Staatsmacht mit meinem Bruder Steffen umgesprungen ist. Er wurde zu vier Jahren Haft verurteilt, weil es zu einem Handgemenge mit der Polizei kam, als man ihm und einigen Freunden den Besitz von Beatles- und Stones-Texten untersagen wollte. Nach der Inhaftierung meines Bruders wollte ich mit einem gefälschten Pass auf einem schwedischen Schiff im Sonderhafen Rostock fliehen. Dort konnten Schiffe aus nichtsozialistischen Ländern anlegen. Leider wurde ich von einer Bar-Frau verraten. Sie war Stasi-Mitarbeiterin und hatte das Gespräch zweier Matrosen über meine geplante Flucht mitgehört. Die Mannschaft und der Kapitän des schwedischen Schiffes waren in mein Vorhaben eingeweiht. Eingefädelt hatte ich meine Flucht über den Kontakt zu einer sozialistischen Jugendgruppe aus Göteborg. Als ich verraten wurde, umstellte die Hafenspolizei das Schiff und ich musste von Bord. In Dresden, meiner Heimatstadt, wurde mir der Prozess gemacht. Auf Republik-Flucht stand normalerweise drei

bis vier Jahre Haft. Ich kam glücklicherweise mit 16 Monaten – elf davon habe ich abgesessen – davon, weil sich die Leiterin der Theaterhochschule Leipzig, Dr. Felig, für mich einsetzte. Ihr habe ich auch zu verdanken, dass ich trotz meines Fluchtversuchs noch studieren konnte: Schauspiel in Leipzig. Wer aus der DDR fliehen wollte, hatte normalerweise keine Chance mehr auf ein Studium.

SZ: Wollten aus Ihrem Freunde und Bekanntenkreis damals viele in den Westen?

## SZ-Interview



Freya Klier wurde 1950 in Dresden geboren. Wegen eines Republikfluchtversuchs kam sie mit 18 in Haft. Sie studierte danach Schauspiel und Regie und gründete die DDR-Friedensbewegung mit. Kurz vor der Wende wurde sie ausgebürgert, arbeitete dann als Autorin und Dokumentarfilmerin in West-Berlin. Foto: oh

Ehemaligen Schulkameraden aus unserer Klasse in Dresden ist über Bulgarien die Flucht gelungen. Das hat sich schnell rumgesprochen, nachdem sie eine Urlaubskarte aus Italien in den Osten geschickt hatten. Solche Karten konnten die Postzensur umgehen, weil sie einen unverfänglichen Text hatten: „Schöne Grüße vom Strand. Euer Heinz in Italien.“ Das hat bei uns Sehnsüchte geweckt: Mensch, die haben's geschafft. Da möchte ich auch hin. Die können die Welt sehen und hingehen, wohin sie wollen. Uns war aber auch wichtig,

unsere Meinung frei zu äußern und freien Zugang zur Literatur zu haben. Das Klima in der DDR der 60er Jahre war rau: überall Polizei, militärischer Ton. Unsere Arbeit in der Jungen Gemeinde der evangelischen Kirche wurde behindert. Nur dort hatten wir einen Freiraum: Wir konnten Dinge miteinander besprechen, die uns bewegt haben. Der staatliche Umgang mit Jugendlichen damals war schrecklich. Die Selbstmordrate war hoch.

SZ: Als Jugendliche wollten Sie in den Westen fliehen, aber als schon Mitte der 80er Jahre Ihnen die Staatssicherheit wegen Ihres Engagements in der Friedensbewegung nahelegte, in den Westen zu gehen, beharrten sie darauf, in der DDR zu bleiben. Warum?

Ich betrachte dies als Vermächtnis meines 1979 verstorbenen Bruders Steffen. Nach der Entlassung aus der Haft begehrte er gegen die Staatssicherheit in Dresden auf. Er schrieb zu einem ihrer Wachtürme hinauf: „Kommt runter und redet mit den Leuten, statt sie immer nur einzusperrn!“ Daraufhin öffneten sich die Tore des Stasi-Gebäudes, und er verschwand darin. Schließlich wurde er in die Psychiatrie gesteckt. Wir haben ihn dort nicht mehr herausbekommen, und dort hat er sich das Leben genommen. Nach seinem Tod bin ich in die Opposition gegangen. Ich wollte in meinem Land etwas ändern: Demokratische Reformen waren nötig, denn die Staatsmacht ging brutal gegen die Bevölkerung vor. Deshalb ge-

hörte ich 1980 zu den Mitbegründern der Friedensbewegung unter dem Dach der Kirchen in der DDR. Wir sahen unser Engagement in internationalem Zusammenhang, als Teil einer Weltfriedensbewegung. 1984 bekam ich noch einen Regiepreis verliehen, ein Jahr später wurde gegen mich wegen meiner Friedensaktivität schon ein totales Berufsverbot verhängt. Trotzdem wollte ich der DDR nicht den Rücken kehren.

SZ: Hatten Sie Kontakt zur Friedensbewegung im Westen?

Einmal trafen wir – in einer Privatwohnung im Osten – Petra Kelly. Eine niederländische Friedensgruppe besuchte uns nur einmal, danach durfte sie nicht mehr einreisen. Wir hatten gute Verbindungen zu anderen Gruppen in Osteuropa.

Mathias und Helga Petrinic aus Leutkirch erinnern sich an den Fall der Mauer:



„Wir haben den Abend damals im Theater in Stuttgart verbracht und waren anschließend noch mit Freunden aus. Von den Ereignissen in Berlin haben wir weder im Theater noch im Anschluss daran etwas mitbekommen. Am nächsten Morgen haben wir dann im Radio vom Fall der Mauer erfahren und konnten das ganze zuerst gar nicht fassen. Der Mauerfall war aber für mich (Mathias) kein singuläres Erlebnis, sondern ein lang dauernder Prozess. Ich selbst war ein Jahr später für zwei Jahre im Osten und habe dort zwei Betriebe geleitet und saniert. Das Land war am Boden. Wenn ich in Stuttgart in den Flieger gestiegen bin, sah man beim Abheben grüne Wiesen, schöne Häuser. Beim Anflug auf Dresden sah alles grau und düster aus. Die Zeit danach war höchst interessant, aber auch enorm anstrengend.“